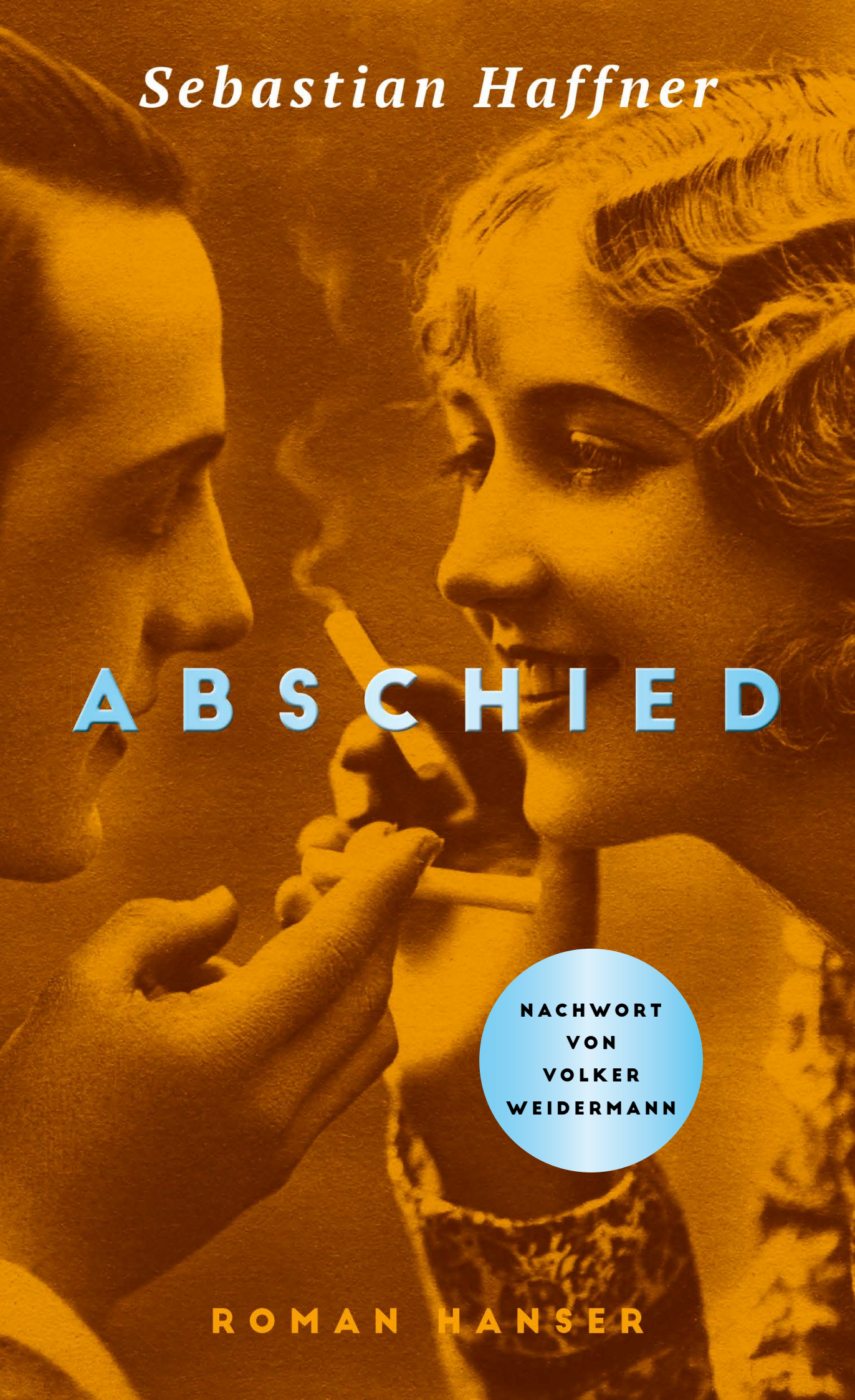




Sebastian Haffner

A B S C H I E D

NACHWORT
VON
VOLKER
WEIDERMANN

ROMAN HANSER

Volker Weidermann

Nachwort

Was für eine Euphorie steckt in diesen Seiten! Was für ein großes, schnelles Augenblicksglück! Und was für ein Tempo! Raimund, der Erzähler, weiß, dass er sich beeilen muss. Mit dem Erleben, mit dem Lieben, mit dem Schreiben. Von der ersten Seite dieses Romans ist dem Erzähler klar, dass das alles hier wahnsinnig schnell zu Ende gehen kann, zu Ende gehen wird. „Es gibt eine Euphorie des Abschieds“, erkennt er, kurz bevor er am Ende in den Zug nach Berlin steigt und das Fenster sich nur noch einen schmalen Spalt öffnen lässt und die Zeiger der Uhr sich würgend um seinen Hals legen. Da hat sich schon, binnen Sekunden, die Euphorie des Abschieds in ein Massengrab verwandelt.

Sebastian Haffner war sehr jung, als er *Abschied* schrieb, vierundzwanzig Jahre alt, und er hieß auch noch nicht Haffner, sondern Raimund Pretzel. Er war Rechtsassessor, Jurist in der Ausbildung, es war der dringende Wunsch seines Vaters gewesen, er solle etwas Seriöses zu studieren, nicht jenen Spielereien des Journalismus und der Literatur weiter folgen, zu denen der Sohn früh neigte. Dabei war der Vater selbst – von Beruf Schuldirektor und Beamter des preußischen Kulturministeriums – stets von Büchern umgeben, besaß eine Bibliothek „von einigen 10.000 Bänden“, wie sich der Sohn später erinnerte, und diese Bücher waren für den Vater „nicht Namen, sondern intime Bekannte, mit denen er leidenschaftliche lange stumme Diskussionen gehabt hatte.“ So wuchs Raimund Pretzel in

einem Haus der lebenden und sprechenden Bücher auf. Kein Wunder, dass er sein Leben dem Schreiben widmen würde. Und bevor Raimund Pretzel Deutschland 1938 verließ, sich Sebastian Haffner nannte, einen kometenhaften Aufstieg in der britischen Presse der Kriegsjahre hinlegte und nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1954 zu einem der populärsten und einflussreichsten deutschen Historiker und Publizisten wurde, versuchte er sich dabei in der Literatur. Sein erster Roman, *Die Tochter*, war schon 1929 in einer Hamburger Zeitung als Fortsetzungsroman erschienen, der Buchverlag, in dem er publiziert werden sollte, ging jedoch vor der Veröffentlichung pleite. So war das literarische Schreiben von Beginn an von einer Aura des Unsoliden umgeben. Pretzel verfolgte weiter seine Juristenlaufbahn, schrieb nebenbei journalistische Texte. Und dann, im Herbst 1932, vom 18. Oktober bis zum 23. November, wie er es auf dem Manuskript vermerkt hat, schrieb er *Abschied*. Ein Roman wie im Flug. So leicht und flüchtig wie das Glück selbst. So leicht und flüchtig, dass er selbst ihn in seinen späten Lebensjahren, als er längst ein weltberühmter Historiker war und sich in den Gesprächen mit seinem Sohn Oliver sehr gut an seine literarischen Anfänge und seinen Roman *Die Tochter* erinnerte, offenbar vergessen hatte. Vielleicht hat er *Abschied* auch schon, als er ihn schrieb, nicht ganz ernst genommen. Ich kenne *Die Tochter* noch nicht, sein Sohn sagt über diesen Roman, er sei erkennbar mit hohem literarischem Anspruch geschrieben, ein wenig in Thomas-Mann-Folge, ein dringend ernst gemeinter Erstling. All das hat Pretzel in *Abschied* beiseite gelassen. Was der literarischen Qualität keinen Abbruch tut. Im Gegenteil. Es ist eine große Kunst, das Augenblicksglück so intensiv und direkt aufzuschreiben, dass es sich auch fast hundert Jahre

später noch beinahe so liest, als könnten wir Leser von heute uns dieser leichtlebigen Gruppe in Paris einfach anschließen, chinesischen Tee trinken, Gitanes rauchen und miteinander die Zeit vergessen. Klar hat dieser Raimund seine Uhr in Berlin gelassen. Klar hat er sich hier in Paris von Fräulein Gault eine Uhr ausgeliehen, deren „einziger Fehler war, dass sie manchmal stehenblieb.“ Sie sei kapriziös, sagt die Besitzerin. Die Zeit, in diesem Roman, vergeht wie sie will. „Es war egal, dass die Zeit verging, jetzt verging sie schön.“ Es ist das Frühjahr 1931, wir wissen: Es ist Zwischenkriegszeit, die Menschen in Paris wissen es noch nicht. „Die Krise war noch nicht richtig erfunden“, heißt es einmal. Was für ein verheißungsvoller Satz, für uns Leser von heute, die wir gewohnt sind, von Krise zu Krise zu taumeln. Aber auch für den Roman ist dieser Satz der geheime Motor, der das Geschehen vorantreibt und die Euphorie des Moments erst so richtig strahlen lässt. Denn „noch nicht richtig erfunden“ heißt eben auch: Sie kündigt sich schon an. Alle Anzeichen für die kommende Krise, die Europa verschlingen wird, sind eigentlich schon da. Wir wollen sie nur noch nicht sehen. Wir wollen uns noch darüber lustig machen, wir wollen noch, wie der frivole, sorglose Franz, „von Beruf verlorener Sohn“, so tun, als wäre ein kommender Krieg ein Witz, an dem teilzunehmen man sich aussuchen kann, wie eine Karussellfahrt oder einen Partybesuch. „Na, hoffentlich gibts nächstens einen Krieg“, ruft er aus. Haha, sehr witzig. „Ich werd ja noch mal Paris hübsch zerschießen. Mit Flammenwerfern.“ Der Untergang – ein herrliches Erlebnis. Je unwahrscheinlicher – desto herrlicher. Es ist ein literarisches Grüppchen, das sich da zusammengefunden hat, Luftmenschen, Möglichkeitsmenschen, junge Menschen, die

auf der Feier des Augenblicks umso nachdrücklicher bestehen, je dunkler und bedrohlicher die Zukunft erscheint. Raimund Pretzel hat, nachdem er 1938 freiwillig ins Exil nach England gegangen war und Sebastian Haffner hieß, diese Generation in jenem Buch beschrieben, das, auch erst nach seinem Tod veröffentlicht, ein Weltbestseller wurde.

Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933. Er hatte für die Veröffentlichung dieses Buches in England einen Vertrag abgeschlossen und Vorschuss erhalten, es war dann aber im beginnenden Krieg zu wenig kämpferisch, zu wenig eindeutig, zu wenig kriegstauglich für die britische Gegenwart und er schrieb stattdessen *Germany. Jekyll & Hyde*, das seinen Ruhm in England begründete. In der *Geschichte eines Deutschen* aber ist die Generation, die jung war, als die Krise noch nicht richtig erfunden war, ausführlich dargestellt. Voller Zuneigung und nunmehr auch wissender Melancholie und Trauer beschreibt er sich und seine Altersgenossen. Ja, es habe viel Unheildrohendes und „außermenschlich Böses“ gegeben, aber eine Minderheit „trug vielleicht mehr Verheißung als irgendeine Generation der letzten hundert Jahre.“ Und weiter: „Bei den Besten der deutschen Jugend von 1925 bis 1930 bereitete sich damals in aller Stille etwas sehr Schönes, sehr Zukunftsträchtiges vor: ein neuer Idealismus jenseits des Zweifels und der Enttäuschung; eine zweite Liberalität, die weiter, umfassender und reifer war als der politische Liberalismus des 19. Jahrhunderts; ja, vielleicht sogar die Grundlagen einer neuen Vornehmheit, einer neuen Aristie, einer neuen Ästhetik des Lebens.“ Es habe damals „viel frische Luft in Deutschland“ gegeben, „eine ausgesprochene Freude an der Buntheit, die die Welt dadurch bekam, dass es so viele Völker gibt“. Ganz emphatisch schreibt Haffner von seiner

Generation, dem „Wir“ seiner jungen Jahre: „‘Wir‘ – ein undefinierbarer Teil der deutschen Jugend, der sich erkannte, wo er sich begegnete – waren nicht nur fremdenfreundlich, sondern fremdenenthusiastisch: Wieviel interessanter, schöner und reicher wurde das Leben dadurch, dass es nicht nur Deutsche gab!“

Was für ein Glück, dass sein Sohn Oliver Pretzel, der heute, sechsundachtzig Jahre alt, in London lebt, diesen Text im Nachlass neben der *Geschichte eines Deutschen* im Schreibtisch seines Vaters fand und nun gemeinsam mit dem Sohn seiner verstorbenen Schwester Sarah, David Brandt, zur Veröffentlichung freigegeben hat. Womöglich ließe es sich sogar verstehen, sollten Haffners Erben Sorge gehabt haben, ob der gute Ruf des seriösen Historikers durch diesen frühen, leichten, jugendlichen Text Schaden nehmen könnte. Ist das nicht alles etwas unseriös? Diese schwärmerische Teddy-Liebe, dieses atemlose „und ... und ... und“, dieses scheinbar ungeschützte Vor-sich-Hinschwärmen? Das ist es nicht. Vielmehr vervollständigt es das historische Bild, das uns Haffner in seinem auch in den historischen Schriften immer mitreißenden Werk entworfen hat. Weil es den Urgrund der Trauer beschreibt, auf der seine späteren Bücher ruhen. All das, was verloren ging an gutem Deutschland, an Weltoffenheit, Toleranz, Menschenfreundlichkeit. Haffner selbst hat immer wieder betont, dass Geschichte sich in Privatgeschichten vollzieht. In Mikro-Geschichten, die alle zusammen die große Weltgeschichte ergeben. Hier, in *Abschied*, ist eine der Urzellen seiner späteren Geschichtsschreibung angelegt.

Übrigens gilt das, was ich hier im literarischen Sinne beschreibe, auch im Privaten. Sein Sohn erzählt im Gespräch über das Verhältnis zu seinem Vater, dass es ein gutes,

respektvolles gewesen sei, wenn auch, wie bei den meisten Eltern und Kindern, von Reibungen nicht frei. Aber mit großem Respekt, manchmal auch Angst, habe er sich seinem Vater bis in die späten Jahre genähert. Und dieses kleine, schöne Buch hier, so erzählt Oliver Pretzel, habe ihm nun seinen eigenen Vater auf besondere und neue Weise nahegebracht. Es zeigte ihm einen Vater, so nahbar, verletzlich und verliebt, den er selbst nie kennengelernt hat. Wie für den Sohn vervollständigt auch für uns dieser Roman das Bild, das wir von Haffner haben, und schafft vielleicht auch einer neuen Generation einen ganz neuen, frischen Zugang zu seinem Werk.

Und das alles, diese Verliebtheit und Lebensklugheit und Euphorie, diese Zugewandtheit und Coolness, hat Sebastian Haffner nicht einfach in sich selbst gefunden, auch nicht damals, als er noch Raimund Pretzel hieß. All diese Gaben, all dies Leuchten trägt einen Namen: „Teddy“! Wir kennen sie ein bisschen schon aus der *Geschichte eines Deutschen*, schon da kann der Historiker seine Liebe nicht zurückhalten, ihr verdanke er seine „tiefste, nachhaltigste Liebeserfahrung“, schreibt er da. Teddy ist ein „Weltaspekt“, ein „Ideal“. „Es ist das Vorrecht der Zwanzigjährigen – und auch nicht aller –, einmal in einer Frau das zu lieben, was später der Mann als seinen Stern empfinden wird.“ Und Teddy – wurde Pretzels Stern. Und übrigens nicht nur seiner, sondern der Stern jener fremdeneuphorischen, weltoffenen Menschengruppe, der er sich zugehörig fühlte. Heute müsse man mühsam Namen und Begriffe zusammensuchen, um zu umschreiben, was man in der Welt liebe: „Freiheit und menschliche Klugheit, Mut, Grazie, Witz und Musik.“ Damals habe ein Name genügt und alle wussten, dass all das gemeint war: „Teddy, und ich konnte sicher sein, dass wenigstens in unserm Kreise jeder

mich verstehen würde. Wir liebten sie alle, die Trägerin dieses Namens.“

Und diese Teddy ist nicht nur Trägerin all dieser märchenhaften Eigenschaften, die sie auf Männer und Frauen anziehend wie ein Magnet wirken lässt, sie weiß auch etwas, von dem die frivolen Herren mit ihren Flammenwerfer-Fantasien und ihrer Liebe zu rauweichen „Pulloverchen“ noch nichts ahnen: Sie hat Deutschland und Berlin schon früh verlassen. „Schon 1930 ging sie fort, nach Paris“, schreibt Haffner in seinen Erinnerungen, „schon damals mit dem Vorsatz, nicht umzukehren. Sie war vielleicht die erste Emigrantin.“ Der Raimund in *Abschied* stellt einmal ganz arglos und etwas verwundert fest: „Du hast Angst vor Berlin.“ Und Teddy sagt darauf einfach: „Ja.“

Für Raimund bleiben ihre Gründe anscheinend nebulös. Ja, es liege gewiss an ihrer großen Familie, die in Berlin herumsitze und nichts anderes tue, als die leichtfertige Teddy zu missbilligen. „Höhnisch“ warteten sie auf „die Rückkehr der verlorenen Tochter“. Aber so ganz verstehen kann er es nicht, in diesem Frühjahr 1931. Er kehrt zurück nach Berlin, er wird seine juristische Ausbildung fortsetzen und – der Autor selbst, wir müssen da sauber zwischen Erzähler-Ich und Autor Pretzel unterscheiden, wird sogar im Herbst 1933 noch eine ideologische Ausbildung in Jüterbog mitmachen, zu der die Nationalsozialisten, die seit Beginn des Jahres an der Macht sind, angehende Juristen verpflichten. Er wird, zusammen mit anderen Jungjuristen, hinter einer Hakenkreuzfahne durch den Ort marschieren und die Menschen werden Angst haben vor ihm und ihn und die Fahne grüßen und „wir wirkten als stillschweigende Prügeldrohung auf jeden Passanten. Und jeder grüßte oder floh. Aus Angst vor uns. Aus Angst vor mir.“

Raimund Pretzel wird, aus Erschrecken über diese Situation, Erschrecken über die Brutalität des neuen Regimes, die Juristenlaufbahn nicht weiter verfolgen. Er wird ein paar Jahre als Journalist arbeiten, unpolitische Texte für den Ullstein-Verlag schreiben, wohlwissend, dass es unter diesem Regime keine unpolitischen Texte gibt. Er wird im Jahr 1938 seiner Frau nach Großbritannien folgen, die in Nazi-Deutschland als Jüdin gilt, zwei Monate nach seiner Ankunft wird sein Sohn Oliver auf die Welt kommen. Und er wird dort, in seinen Zeitungstexten und Büchern, den Engländern und später weiten Teilen der Welt Deutschland erklären und wie es zu der Regierungsübernahme der Nationalsozialisten und schließlich zum totalen Krieg kommen konnte.

Er wird dabei auch seine eigene Blindheit und Naivität und die der so toleranten und menschenfreundlichen Mitglieder seiner Generation beschreiben, die, wie so viele, viele andere Adolf Hitler und seine Parteigänger lange Zeit nicht ernst genommen haben, die Zerstörung der Institutionen der deutschen Demokratie lange Zeit nicht bemerkt haben, die lange Zeit freiwillig ihre Bürgerrechte abgegeben haben, um ihre Ruhe zu haben, und weil sie darauf vertrauten, dass alles so schlimm schon nicht werden würde.

Abschied, so will uns heutigen Lesern scheinen, weiß schon viel mehr von dem kommenden Unheil, als darin direkt ausgesprochen wird. Klar, es könnte alles noch gut gehen. Die hellen Kräfte könnten noch gewinnen, aber die symbolisch Seite für Seite wie in einer Sanduhr langsam heruntertropfende Zeit scheint doch sehr von Pessimismus zu künden. Die Liebesgeschichte zwischen Raimund und Teddy ist ja im Grunde schon vorbei, als er in Paris ankommt. Sie war das Glück weniger Tage im Spätsommer im Jahr davor in Berlin. Jetzt – trennt die beiden eine Welt. Paris und

Berlin. Sie hatten ihr vollkommenes Glück. Es ist vorbei. Nur ein Wunder, er weiß es selbst, hätte dieser Liebe Dauer verleihen können. Oder aber: wenn er einfach Teddys Hellsicht vertraut hätte und auch ein früher Emigrant geworden wäre. Aber so ganz ernst genommen hat er Teddy eben doch noch nicht.

Teddy hieß im wahren Leben Gertrude Joseph. Sie wurde 1910 in Wien als Tochter des jüdischen Ehepaares Georg und Ida Joseph geboren. Nachdem ihr Vater 1920 an Tuberkulose starb, zog sie mit ihrer Mutter und der um ein Jahr jüngeren Schwester Lilly nach Berlin. Hier machte sie Abitur und ging, wie es auch Haffner in seinen Erinnerungen beschreibt, im Herbst 1930 zum Studieren an die Sorbonne nach Paris. Im Sommer 1933 kam sie das letzte Mal nach Berlin. Das war kurz bevor Haffner nach Jüterbog musste. In der *Geschichte eines Deutschen* schreibt er: „Sie kam und war auf einmal da, als wäre sie nie weg gewesen, und brachte Paris mit, Pariser Zigaretten, Pariser Magazine, Pariser Neuigkeiten und, unnachweisbar und unwiderstehlich wie ein Parfum, die Luft von Paris, eine Luft, die man atmen konnte – und gierig atmete.“ Bei diesem letzten Berlin-Besuch teilte sie Haffner mit, dass sie im Begriff sei zu heiraten. Einen Engländer, in *Abschied* wie in den Erinnerungen heißt er Mr. Andrews. Für Haffner war das „ein Donnerschlag“. Und Teddy machte ihm klar, dass sie nun nie mehr nach Berlin zurückkehren würde. Daraufhin fing er wiederum an, erste Pläne für seine Emigration zu schmieden. „Ein kleines internationales Theater baute sich wie ein Luftschloss auf“, schreibt er. Es blieb – die Luft.

Gertrude ließ sich bald wieder scheiden, heiratete einen schwedischen Französisch-Studenten namens Sven Björklund, hieß nunmehr also Gertrude Björklund und ging

mit ihm 1939 nach Schweden, wo sie viele Jahre lang Volkshochschulkurse für Französisch und Kochen gab. Mit Sebastian Haffner blieb sie Jahrzehnte in Kontakt, in ihrem Nachlass fanden sich zwanzig Briefe, die Haffner ihr zwischen 1938 und den Sechzigerjahren schrieb. Freundschaftliche Briefe, keine Liebesbriefe, schreibt uns ihre Schwiegertochter Ulla Dahlström, die die Briefe fand. Sie haben sich auch öfter noch besucht, Teddy und Raimund, beziehungsweise Gertrude und Sebastian, und Haffner besuchte auch Gertrudes Mutter und Schwester, die die Shoa durch die Flucht nach New York überlebt hatten, als er längst ein berühmter Historiker war. 1989 ist Gertrude Björklund in Schweden gestorben. Sebastian Haffner starb zehn Jahre später in Berlin. Ihre Liebesgeschichte – kommt jetzt erst auf die Welt. Was für ein schönes, spätes Glück.